

Suhrkamp

Thomas  
Meinecke  
Musik

Roman

suhrkamp taschenbuch 3858

Karol ist Flugbegleiter und widmet sich mit Leidenschaft der Musik. Er verfolgt, wie leichter Swing zu schwierigem Bebop umkodiert wird oder Disco als House Music erneut in den Untergrund abtaucht. Seine Schwester Kandis ist Schriftstellerin und beschäftigt sich mit historischen Ansätzen weiblichen Schreibens. In zunehmender Übereinstimmung ihrer Themen tauschen sich die beiden über die komplizierten Wechselwirkungen zwischen anatomischem Geschlecht, sozialem Geschlecht und sexuellem Begehren aus. Ein intellektuelles Puzzle für Feministinnen und Flugbegleiter.

»*Musik* hat mir wahnsinnig gut gefallen. Der Rhythmus zieht einen wirklich rein, es gibt nur wenige Autoren, bei denen das so ist. Thomas Bernhard hat das auch, diesen Rhythmus, der einen voranzerrt. Das Buch ist jedenfalls toll. Man kann nicht aufhören zu lesen.« *Elfriede Jelinek*

Thomas Meinecke  
Musik  
*Roman*

Suhrkamp

2. Auflage 2018

Erste Auflage 2007

suhrkamp taschenbuch 3858

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2004

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-45858-7

# Musik



Ludwig I., König von Bayern. Lola Montez. Ludwig II., König von Bayern. Clara Bow. Ruby Keeler. Leonard Bernstein. Claudia Schiffer. Und ich. Sieben Figuren suchen einen Autor, suchen eine Autorin, suchen mich heim in meiner einsamen Blockhütte, zweitausend Meter oberhalb der fernen Meere, im Schatten des gegen Westen bizarr zerklüfteten, von Hexensagen umwobenen Schlern, hinter dem soeben die Sonne verschwunden ist. Gemen durchstreifen das bläuliche Plateau, unmittelbar vor der schwindelerregenden Abbruchkante zur Schlucht, über der sich, wie ein Tableau, das gewaltige Felsmassiv erhebt. Seit Monaten hat es keinen Niederschlag gegeben, die Einheimischen rechnen auch im Januar nicht damit; sie sprechen davon, daß das Wasser auf der Alm knapp zu werden beginnt, die Schneekanonen tiefer unten, an den Pisten, an der Half Pipe, dürfen deshalb nur noch sporadisch in Betrieb genommen werden. Vor meiner Hütte schaut Erdreich aus der dünnen, von eisigen Winden abgetragenen Schneedecke; mühselig kratze ich etwas von dem Gefrorenen zusammen und bringe es in einem Topf auf dem Herd zum Schmelzen. Herr Hauser, der mich mit seinem Motorschlitten hierhergebracht hat, meint, daß die Wasserleitung, wenn ich ordentlich einheize, spätestens übermorgen aufgetaut sein dürfte. Dunkelheit fällt um mich herum, kein Mensch außer mir ist hier oben. Die Glühbirne über dem Tisch wird durch Solarzellen auf der Südseite des verwitterten Dachs gespeist. Letzten Winter habe ich beinahe täglich hinaufklettern müssen, um sie vom Neuschnee zu befreien. Es gibt nach wie vor keine Steckdose; abermals werde ich alles später zu Hause abtippen müssen. Ich packe meine Kartons aus, räume die Bücher ins Wandregal, aus dem ich sämtliche Suppenteller herausgenommen habe,



lege die Notizbücher vor mir auf den Tisch. Ludwig I., Lola, Ludwig II., Clara, Ruby, Leonard, Claudia und Kandis, zwischen schwarz-weiß marmorierten Pappdeckeln. Was werden wir uns hier oben, jenseits der Baumgrenze, in der alpinen Todesstille, zu erzählen haben?

Das Feuer im Herd erlischt, die Wände sind noch nicht genügend durchwärmt, um die Temperatur auch nur fünf Minuten zu halten; empfindlichste Kälte macht sich rasch in der Stube breit. Ich entschieße mich, erneut Feuer zu machen. Die Zeitung, die ich zusammenknüllen und anzünden werde, um im Herd zunächst die Späne, dann die Scheite in Brand zu setzen, enthält einen Artikel darüber, daß die U.S. Air Force überhaupt nicht mehr aufhören will, Höhlensysteme in den afghanischen Bergen zu bombardieren. Außerdem eine sensationelle Fotografie des US-amerikanischen Präsidenten, der vor wenigen Tagen im Weißen Haus, in Betrachtung eines televisuell übertragenen Football-Spiels, ohnmächtig geworden und von der Couch auf den Fußboden gefallen ist. Auslöser seiner Absenz soll eine Pretzel gewesen sein, an der sich George Bush II. verschluckt habe. Nach Angaben des Arztes zog sich der Präsident eine Abschürfung an der linken Wange und eine Prellung der Unterlippe zu. Das Foto zeigt aber, neben der auffälligen Schürfwunde auf dem Wangenknochen, auch eine übel blau und rot verfärbte Nase. Bushs Mundpartie wurde wohlweislich gar nicht erst mit ins Bild genommen; womöglich hätte seine aufgequollene Unterlippe einen jämmerlichen Eindruck, Untröstlichkeit, evoziert. Stichworte, die ich notiere, bevor ich das Zündholz über die Reibfläche ziehe: Vagusnerv, Hustensynkope.

Abweisend kalt ist das Laken und klamm das Federbett, in das ich mich fest einzuwickeln versuche. Es wird 22 Uhr, 22 Uhr 30, 23 Uhr, Wind ist aufgekommen und rüttelt an

den Fensterläden der Blockhütte. Auch Todestage sind Gedenktage, denke ich: Also könnte ich noch den Philosophen Friedrich Nietzsche, 1900, und die R&B-Sängerin Aaliyah, 2001, in das Personal meines Romans aufnehmen. Ich habe meine Hände, um sie zu wärmen, zwischen die Beine, in den Schritt, geschoben, unter den Pyjama meines Bruders. Der ist bequem, aus Flanell und rot-schwarz kariert. Sein elastischer Bund ist so weit, daß ich die Hose, wenn ich aufstehe, festhalten muß; als ob ich einen Rock raffen würde, fand Karol, sieht das aus. Auf der Reservebank, mich seit Stunden nicht einschlafen lassend: Iwan der Schreckliche, geboren 1530, Johann Gottfried Herder, 1744, Louis Saint-Just, 1767, Erich Honecker, 1912, Sean Connery, 1930, Gene Simmons, 1949, und Elvis Costello, 1954; allesamt am gleichen Tag geboren unter dem Sternzeichen der Jungfrau. Noch Todestage, brauchbare, auswendig: Christoph Wilhelm Hufeland, 1836, Karl Immermann, 1840, Alfred Kinsey, 1956, Stan Kenton, 1979, Truman Capote, 1984.

Flughafen Franz Josef Strauß, postlagernd: In welchem Jahr wurden Claudia Schiffers Aufnahmen für Hennes & Mauritz produziert? Und: Durch wen wurde dieser Tage in Umlauf gebracht, Bridget Fonda, das aktuelle Model für Unterwäsche der weltumspannenden Modekette, sei, im Gegensatz zu ihrer Vorgängerin Claudia Schiffer, deren Plakate von vielen als zu sexy empfunden wurden, nicht sexy genug, um den Umsatz von H&M weiterhin schamlos zu steigern? Seit ich Kandis zu ihrem letzten Geburtstag eine Liste mit Namen von Personen, die am gleichen Tag wie sie geboren wurden, überreicht habe, ist sie wie besessen davon. Beinahe täglich schreibt sie mir Postkarten, die mich an meinem jeweiligen Zielflughafen erwarten, und quetscht mich weiter und immer weiter aus, treibt mich, wohl oder übel, zum nächsten Computer, ins Inter-

net. Meine heutigen Antworten lauten: Herbst 2000. Und: Die schwedische Modekritikerin Camilla Thulin. Heidi beugt sich über meine Schulter und liest mit. Ich kritzele alles auf eine Ansichtskarte des Maschinentyps, mit dem wir heute flogen, adressiere sie, frankiere sie und werfe sie ein. Meine Schwester hält sich seit Mitte Januar, abgesehen von einer Glühbirne ohne jedes elektrische Gerät, am Schlern, in den Dolomiten, auf, erzähle ich Heidi. Die möchte, bevor wir in die S-Bahn nach München steigen, noch einen Kaffee mit mir trinken gehen, von ihrem brennenden Liebeskummer berichten. Immer wenn sie traurig ist, muß ich ihr Trost spenden; was ich prinzipiell als Kompliment begreife. Frauen haben seit jeher einen Ebenbürtigen in mir gesucht; selbst meine intimen Freundinnen, noch beim Liebesspiel. Kandis behauptet, ich besäße in bezug auf Frauen eine mich anverwandende Art; ich sei, ganz offen ersichtlich, überhaupt nicht an geschlechtlicher Konfrontation interessiert. Tatsächlich habe ich schon als Dreizehnjähriger mit meinem ersten Schwarm Kiki ungeniert auf der frisch asphaltierten Straße vor ihrem Elternhaus Gummitwist gespielt, sowie drei Jahre später den Tonfall, das Augenrollen und weitere mehr oder weniger kokette Gebärden von meiner großen Jugendliebe Ella übernommen; tatsächlich sitze ich beim Flirten lieber neben meiner Partnerin als ihr gegenüber. Idealvorstellung: Sich mit einer attraktiven Frau, Schulter an Schulter, Knie an Knie, in die gemeinsame Betrachtung der Welt zu versenken. Wie auch jetzt, die Bordkoffer zu unseren Füßen, vor uns zwei Latte Macchiato, mit meiner langjährigen Kollegin Heidi. Übereinstimmend beobachten wir die vorübergehenden Flugreisenden und haben dabei unsere Köpfe konspirativ zusammengesteckt. Und haben schon fast ausgetrunken, als Heidi mit bebender Stimme zu erzählen beginnt, wie ihr Kapitän, seit Ewigkeiten unglücklich verheiratet in Wiesbaden, gestern abend am Cap Ferrat in einem sünd-

haft teuren Restaurant, bei Kerzenschein, mit ihr Schluß gemacht hat. Der Kinder wegen.

Zwei Stunden später sind wir bei Heidi zu Hause, in ihrem beige getünchten Schwabinger Appartement, haben unsere Uniformen ausgezogen und lungern übermüdet auf dem mit weinrotem Satin bezogenen, ovalen Bett herum. In Heidis tragbarem Fernsehgerät läßt Yves Saint Laurent noch einmal fast sämtliche Modelle vorführen, die ihn zu einem der einflußreichsten Designer der Geschichte gemacht haben: Durchsichtige Blusen, Smokings für Frauen, Mondrian-Kleider, Safari-Jacken. Heidi glaubt, einen gepinselten Schönheitsfleck auf Claudia Schiffers rechter Wange erkennen zu können. Auf dem benachbarten Kanal ist, für mich vollkommen überraschend, Pierre Bourdieu gestorben. Die Moderatorin erinnert daran, daß er einst vorgeschlagen hatte, alle Neoliberalen in den Favelas von Rio de Janeiro auszusetzen. Ich kann sogar einen Satz Bourdieus auswendig: Die Objektivierung des objektivierenden Subjekts läßt sich nicht umgehen: nur indem es die historischen Bedingungen seines eigenen Schaffens analysiert, vermag das wissenschaftliche Subjekt seine Strukturen und Neigungen sowie die Determinanten, deren Produkte diese sind, zu meistern. Super, antwortet Heidi gedehnt. Sie hat für derlei momentan eigentlich gar kein Ohr. Die letzte S-Bahn nach Wolfratshausen fährt in zwanzig Minuten vom Marienplatz ab. Heidi, die sich ihre Haare mit meiner Krawatte zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hat, schlägt vor, ich solle doch einfach hier übernachten, ihr Bett sei so gut wie ein Doppelbett; wir haben ja schon öfter gemeinsam auf dem selben Lager geschlafen, in allen möglichen Ländern der Welt, selten King Size, meistens Queen Size. Unter einer Decke. Und ohne, daß jemals etwas passiert wäre. Wie Freundinnen. Wie Kusinen. Wie Geschwister. Wie Bruder und Schwester.

Meine plötzlich wieder muntere Kollegin hat über meinen Körper hinweg nach der Fernbedienung gegriffen: Dolly Parton unterhielt eine langjährige sexuelle Affäre mit einem wesentlich jüngeren Mann namens Blaise Tosti, der zu Beginn des Verhältnisses knapp dreizehnjährig gewesen ist, Dolly Parton aber schon sechsundzwanzig und längst Superstar im nationalen Nashville Sound. Blaises Mutter Lucia arbeitete als Maskenbildnerin bei der Country Music Show, in der Dolly auftrat. Als Lucia Tosti ihren Sohn zum ersten Mal mit in die Garderobe brachte, starrte die Sängerin den Jungen wie verzaubert an. Beim Hinausgehen flüsterte sie ihm zu: Ich spüre, daß wir eine tiefe innere Verbindung haben. Danach küßte sie ihn immer, sobald die beiden allein waren. Zu Blaise Tostis dreizehntem Geburtstag schickte Dolly Parton seine Mutter und Großmutter ins Kino und entledigte sich, vor dem Kaminfeuer, vor dem Geburtstagskind, ihrer Kleider, bis sie nur noch in einem roten Büstenhalter, Slip, Strapsen und Strümpfen stand. Dann riß sie dem Jungen die Kleidung vom Leib. Der erinnert sich heute: Wir rollten nackt über den Boden und verschmolzen miteinander. Ich war natürlich völlig naiv, und sie zeigte mir, was ich zu tun hatte. Ich konnte meine Augen nicht von ihrem riesigen Busen lassen. Er war hart und fühlte sich unecht an.

Heidi fällt dazu eine Anekdote ein, nach der Dolly Parton über ihre unmöglich aufgedonnerten Perücken gesagt haben soll: You'd be amazed how expensive it is to make a wig look this cheap. Heidi, die es auf Langstreckenflügen schon fertigbrachte, daß ihre eigenen Haare vor lauter Haarspray wie eine Perücke aussahen. Ich behauptete: Dolly Parton ist ein Female Impersonator. Ihre Texte sollen von stellenweise geradezu literarischer Qualität sein. Dolly ist ein ganzer Kerl, stimmt mir Heidi zu. Zweimal pro Woche mußte Blaise Tosti mit der triebhaften Prominen-

ten ins Bett gehen. Er sagt aus: Sie stand auf Experimente, ich mußte sie fesseln und Sexspielzeug an ihr ausprobieren. Das er zuvor, von Dolly beauftragt, in einem Fetish Store hatte besorgen müssen. Nach dem Sex rauchten die beiden meistens Marihuana. Heidis Zwischenfrage: Warum nicht vorher? Als der Junge siebzehn war, stand seine Verführerin eines Tages vor seiner Tür und schluchzte: Ich bin schwanger, das Baby ist von dir, es wird mich meine Karriere kosten. Blaise Tosti: Als ich sie ein paar Wochen später wiedersah, hatte sie das Kind abtreiben lassen. Die Affäre der beiden dauerte beinahe zwanzig Jahre. Dolly Partons Ehemann Carl Dean, ein Asphalt-Unternehmer, soll die ganze Zeit über ahnungslos gewesen sein. 1976 sagte sie über ihn: He's good for me because he's so different in nature from me. Der heute vierundvierzigjährige Tosti fühlt sich von Parton ausgenutzt. Er wünscht sich, daß sie ihm nie begegnet wäre. Auch hart.

Die Schlucht des Schlerntals schloß uns immer enger ein, und der Bach sprudelte seine schmutzigen Kalkwasser an unsere Füße, schrieb Justina Ralf und legte diese Formulierung dem Leipziger Alpinisten Professor N.N. in den Mund. Wir standen endlich vor steilen Felsenwänden, verlegen still, wie am Ende der Welt; denn kein Weg in die Höhe schien möglich, bis wir nach einigem Suchen die Kluft zum Emporklettern gewahrten, die sogenannte Hölle, die gräßlichste Schlucht, die wir jemals in den Tiroler Bergen gesehen hatten, ein tiefer Bergriß durch die Schnee- und Sturmflut des Schlern, ins morsche Kalkgebirge eingewühlt, mit ungeheuren Steilwänden zu beiden Seiten, die, in barocksten Formen verwittert, ruinenhaft, himmelhoch aufstarrten und uns in die Öde einschlossen, die fast das Atmen schwer machte. Kein Vogel ließ seine Stimme hören, kein frischer Keim äugte aus den Bergritzen, nur ein schmaler Streifen Himmel zeigte uns das Schaurige unserer Lage.

Der Boden, auf dem wir gingen, war kein anderer als das Bett des eingezwängten Schlernbachs, das mit schlüpfrigen runden Baumstämmen belegt war und daher jeden Schritt unsicher machte. Zwei Stunden krochen wir langsam und lautlos durch diese wahrhaftige Hölle, bis wir endlich einigen Raum in tiefer Schlucht gewannen, wo uns ein dunkles ödes Waldleben mit zweifelhafter Miene begrüßte. Siehe: Weibliche Natur, weibliche Landschaften, weibliche Körper. Also: Männliche Kultur, männlicher Äther, männlicher Geist. Immer wieder und anhand aller möglichen Texte müssen wir uns Silvia Bovenschens philologische Frage nach der Demarkationslinie, dem phallogischen Todesstreifen, zwischen schreibenden und beschriebenen Frauen stellen. Müssen uns pausenlos selbst überprüfen, ob wir auch als schreibende Frauen womöglich nicht mehr als beschriebene Frauen sind; als in der Sprache des Mannes als das Andere des Mannes beschriebene Wesen. Wobei sich ja aus einer derartig exzentrischen bis exkludierten Position auch kulturelles Potential, eine politisch produktive Differenz gewinnen ließe. Kurzum: Diaspora als die Situation des sogenannten Weiblichen schlechthin.

Ich hole neues Brennholz aus dem Schuppen und beobachte einige Minuten lang das Treiben der Skifahrer am gegenüberliegenden Hang. Unterhalb des Goldknopfs, zu dem sich die Hochalm im Süden, gegen die Roßzähne hin, aufschwingt, stehen die Lifte still. Zwei Krähen haben sich auf dem mit schroffen Steinen beschwerten Dach meiner Blockhütte niedergelassen. Über den weit geöffneten, strahlend blauen Himmel zieht sich ein ganzes Geflecht von Kondensstreifen, von denen zwei, male ich mir aus, Karols heutiger Maschine entstammen könnten. Ich beginne zu frieren und gehe wieder nach drinnen, zu Thekla von Gumperts von körperpolitischer Bewußtlosigkeit beherrschtem Töchter-Album, 35. Jahrgang, 1889: Ermattet,

schweißtriefend, erreichten wir die Ochsenweide des Schlern auf der Hinterseite des Gebirges, in hochgehenden Wellungen der Kalk- und Dolomitlager einerseits gegen Seis, andererseits gegen Völs absinkend, eine Art Einsattelung zwischen dem nördlichen Schlernrand und dem Höhenzug gegen die Nachbargrenze von Fassa. In der Mitte dieser Hochflur waren zwei Alphütten aufgebaut, am Sprudel eines herrlichen Quells, der von frischen Sommerkräutern umgrünt war. In der einen Hütte überraschte uns ein bisher nie genossener Anblick: In einem Raum von drei Klafter Länge lagen wohl vierzig bis achtzig Menschen, ein staffelförmiges Ansteigen von lauter Köpfen, tief ins Heu eingegraben, Tag und Nacht, ohne es je zu verlassen, außer um sich selbst die Suppe zu bereiten.

Themenschwerpunkt des aktuellen Aufbau, heute von Karol erhalten: Die Farbe des Menschen. Auf keinen Fall verheizen, schreibt mein Bruder. Was mich auf die Idee bringt, Wasser für die bereits dritte Kanne Tee des heutigen Nachmittags aufzusetzen. Karen Brodtkin untersucht, wie Juden Weiße wurden: *How Jews Became White Folks & What That Says About Race in America*. Joel Katz' Dokumentarfilm *Strange Fruit* erzählt die bewegende Geschichte der gleichnamigen Ballade. Binäre Komponenten: Die afrikanisch-amerikanische, katholische Jazz-Sängerin Billie Holiday, der dieses Lied immer wieder zugeschrieben wird, und der jüdische Lehrer Abel Meeropol. Dieser, aktives Mitglied der Kommunistischen Partei der USA, Künstlername: Lewis Allan, hatte den Song unter dem Eindruck einer Fotografie, die einen in den Südstaaten der USA gelynchten Schwarzen zeigte, komponiert. Zuerst wurde er von seiner Ehefrau Anne auf einem Gewerkschaftstreffen vorgetragen. Dann begegneten sich Meeropol und Holiday 1939 im Café Society, angeblich dem damals einzigen New Yorker Nachtclub außerhalb Harlems, in dem Schwarz und



Weiß zusammenkamen. Katz behauptet, in fragwürdiger Dichotomie von Ernst versus Unterhaltung, bis dahin hätte jedwede schwarz-jüdische Kooperation lediglich Unterhaltungszwecken gedient; Strange Fruit sei aber ein Protest-Lied. Diese politische und kulturelle Reflexion sei ganz neu gewesen, und Meeropol stehe heute als Vermittler zwischen der weißen Gesellschaft und der schwarzen Gemeinschaft da. Es gebe keine große Bewegung ohne große Musik. Guter Satz, auch im Umkehrschluß gültig. Und also reifte Strange Fruit zu einer Hymne der Bürgerrechtsbewegung heran.

Im Deutschen Reich für ihr Stimmrecht streitend: Frauenrechtlerinnen, Wahnsinnsword. Illustrierter Bericht der Gartenlaube vom Frauen-Kongreß 1912, vierte Abendversammlung. Über die Bedeutung der Frauenbewegung für die persönliche Kultur sprach als erste Referentin Fräulein Dr. Gertrud Bäumer: Es sind zwei Tatsachen, um deren willen manche einen Verlust an persönlicher Kultur befürchten, einmal wegen des Verlustes der Intuition, des Imponderabilen der Frau durch den Intellektualismus. Dagegen ist zu sagen, die Feinheit des innerlichen Erlebnisses, die Unmittelbarkeit des Gefühles werden die Frauen auch bei der höchsten Verfeinerung des Geistes nicht verlieren, sondern höchstens die, noch so ein Terminus, den es einmal näher zu untersuchen gilt: Sprunghaftigkeit, die nur einen Mangel an geistiger Disziplin darstellt. Für Karol und mich dagegen, seit unserer Jugend, eine Tugend. Bäumer: Die zweite Tatsache, auf Grund deren man die Verhäßlichung der Frau befürchtet, ist ihr Hinaustreten in den Kampf des öffentlichen und beruflichen Lebens. Wir, die wir in der Frauenbewegung stehen, wissen, daß diese Gefahr existiert, und wir wissen auch, daß es gerade die wertvollsten Frauen sind, denen es schwer wird, sich der Öffentlichkeit auszusetzen. Aber dieser Kampf muß gekämpft

werden. Die Frau kann sich nicht abschließen vor den großen Geschehnissen, die ihr heute draußen im Leben entgegentreten. Wir müssen uns die Lebensformen im öffentlichen Leben so schaffen, daß sie den Stempel feiner weiblicher Kultur tragen. Ein Jahr darauf, im Jahrbuch der Frauenbewegung 1913, schrieb Else Wirminghaus: Für die Anhängerinnen der neuen Frauenkleidung hieß es jetzt, an Stelle der künstlichen Stütze des Korsetts die natürliche Muskelkraft zurückzugewinnen. Wenn wir uns heute der Schwierigkeiten der ersten Zeit kaum noch bewußt sind, verdanken wir das größtenteils einer Reihe gebildeter Frauen, die im richtigen Verständnis für die Frage der Frauenkleidung zum Schneidergewerbe übergingen und so für die Verbreitung unserer Ideen sorgten. Diese Art der Frauenkultur ist unerläßlich, weil ohne sie die Zukunft unserer Rasse geschädigt und den Bestrebungen zur Erweiterung der Frauenrechte der Boden entzogen würde. Wir brauchen eine Reform der Frauenkleidung, damit die Stellung der Frau in ethischer Beziehung gehoben wird. In ihrer Kleidung soll nicht ein übertriebener, auf Anreizung hinielender Geschlechtscharakter zum Ausdruck kommen, sondern sie soll das Spiegelbild der nach höheren, allgemein menschlichen Maßstäben gerichteten weiblichen Persönlichkeit werden. Die demnach, notiere ich mir, immer noch eine Frau im Spiegel ist. Ebenso interessant, wenngleich verzweifelt, selbstredend hoffnungslos: Die im selben Zusammenhang gestellte Forderung nach einer Verlangsamung des Modetempos.

Unterstrichen: Ein Tischler, welcher in einem Damenpensionat Kleiderriegel anzubringen hat, wird sie sicher in Offiziershöhe befestigen. Es ist dies natürlich nichts weiter als ein Symptom der unaussprechlich drolligen Naivität des Durchschnittsmannes, der überall im Staat und im öffentlichen Leben das Männliche als Norm und das Weibliche

als abweichend betrachtet. Für weiblich also gilt, was sich in Beziehung zum Mann setzt, weil der Mann sich ohne weiteres für den Generalnenner jeder weiblichen Ziffer hält. Andererseits haben wir eine Neigung, den Typus Mann, welcher sich in dauernder Beziehung zum generellen Weib befindet, als unmännlich zu fühlen. Er wird oft, wie das tierische Maskulinum, als Männchen bezeichnet, im verächtlichen Sinn und im Gegensatz zum Männlichen. Diejenigen weiblichen Typen, welche in der resultatlosen Hingebung an einen Mann zweifelhaften Wertes, nur weil er Mann heißt, eine Entwürdigung sehen, nennt man unweiblich, emanzipiert und so weiter. Verfaßt von Sabine Lepsius, 1913. Fotokopiert von Kandis in Wolfratshausen, vor ihrer Abreise nach Südtirol, nunmehr entsorgt als die beziehungsreiche, wohl kaum zufällige Rückseite eines mit Bleistift eng beschriebenen Briefbogens an mich, der ich heute einen freien Tag in Nizza habe, den ich, ohne meine Kolleginnen, zunächst auf der belebten Promenade verbrachte, dann zog ich mich hierher, an den grauen Kieselstrand zurück. Imogen und Tabita lassen sich leichtsinnig von neureichen russischen Geschäftsleuten in Monaco ausführen, und Heidi, wir haben uns an der Rezeption als Ehepaar eingetragen, ist im Hotelzimmer geblieben, telefoniert von dort aus wahrscheinlich auf dem gesamten Globus herum. Um sich angemessen in die geschlechterpolitisch aufschlußreichen Biographien ihrer literarisch quasi zu adoptierenden Geburtstagskinder Clara Bow und Ruby Keeler vertiefen zu können, arbeitet sich Kandis derzeit in die feministische Literatur des frühen zwanzigsten Jahrhunderts ein, welche wir, schreibt sie, viel zu schlecht kennen. Alle paar Tage rodelt meine Schwester mit unserem alten Schlitten nach Kompatsch hinunter, erwirbt dort Lebensmittel, holt meine Post ab und gibt ihre Post an mich auf. In einem längeren Fußmarsch gelangt sie zu ihrer Blockhütte zurück. Ansprache hat sie dort oben keine.

Das Leben meiner Mutter als einer der besten Titel aller Zeiten. In Gedanken an unsere Mutter lege ich Oskar Maria Grafs biographischen Roman beiseite und lasse Kieselsteine über die sanfte, mediterrane Dünung hüpfen. Die Februarsonne kommt mir überhaupt nicht wie eine Februarsonne vor. Ein Nordafrikaner, der sich zu meiner Linken niedergelassen hat und mich ganz offensichtlich für homosexuell hält, bietet mir eine gebrannte Mandel an, die er zuvor umständlich aus einer seiner Hosentaschen gefingert hat. Ein Kleinkind fällt mit seinem Gesicht voran in die Brandung. Einmal haben Ines, Felix, Kristina und ich hier unten am Strand einem internationalen Model-Wettbewerb zugeschaut. Wenn ich mich recht erinnere, hat Kristina damals über die Gemeinsamkeiten von Flugbegleiterinnen, obwohl sie im Dienst täglich das gleiche tragen müßten, und Mannequins, die beruflich jeden Tag die verschiedensten Sachen anzuziehen hätten, gesprochen. Davon erzählt, wie schwer es ihr in der Ausbildung für die Cabin Class zunächst gefallen sei, regelmäßig die Beine zu rasieren, auch anmutig in die Hocke zu gehen anstatt sich einfach zu bücken, und, mir fiel das, als Mann, besonders schwer, fast durchgehend zu lächeln. Ines: Ja, fand ich auch erst mal doof. Kristina: Vor allem in politischer Hinsicht. Außerdem ginge ihre Gesichtshaut von all der Schminke kaputt. Ines trägt bereits seit ihrem dreizehnten Lebensjahr Make-up, fand aber die für Stewardessen vorgeschriebene Gangart ausgesprochen affig. Ich wandte ein: Haben nicht Mannequins, sogar beiderlei Geschlechts, im Gegensatz zu Flugbegleiterinnen, immer wieder auch politisch fortschrittliche Versprechen auf den Laufsteg gebracht? Daraufhin beide: Ach, du wieder, Karol. Der Text der Luft-hansa-Informationsbroschüre für die Cabin Class lautet jedenfalls bis heute: In der Kabine, die höchste aller Bühnen für einen besonderen Serviceauftritt, gestalten Sie den Aufenthalt für die Passagiere so, daß das Fliegen zum Erleb-